

2/02 10 Jahre Gedenkdienst - 10 Jahre jenseits des Schlusstrichs

In dieser Ausgabe:

- Kommentar und Editorial
- Generations-Fragen
- „Jenseits des Schlusstrichs. Gedenkdienst im Diskurs über Österreichs nationalsozialistische Vergangenheit“
- Vermächtnis Holocaust – Strategien der Nachgeborenen im Umgang mit Nationalsozialismus und Holocaust
- Is reconciliation possible?
- Erwartungen an die zweite und dritte Generation
- „Vom Grossvater vertrieben, vom Enkel erforscht?“
- Telegramm

10 Jahre Gedenkdienst: Von billigen Botschaftern, Gedenktafelputzern und Bonzensöhnchen

Die beinahe 200 Gedenkdienstleistenden, die seit 1992 ihren 14-monatigen Zivildienst an Holocaust-Gedenkstätten abgeleistet haben, wurden schon mit vielen Attributen belegt. Einmal waren sie „sensible Botschafter“ (Zitat: Die Furche, 1. September 2002), dann wieder die „kleinen Botschafter Österreichs“ (Zitat einer Mitarbeiterin des Außenamts). Die Botschafter-Funktion wird Gedenkdienstleistenden gerne von offizieller Seite zugeschrieben. Eines sind Gedenkdienstleistende sicher: Billige Botschafter. Vater Staat schießt maximal ö_ 10.000,- pro Gedenkdienstleistenden für die 14 Monate dazu. So billig kommt nicht einmal der/die „kleinste“ österreichische BotschaftsmitarbeiterIn: Für einen kleinen Angestellten in einer Botschaft irgendwo auf der Welt zahlt der österreichische Staat genauso viel wie in einem Jahr für 10 Gedenkdienstleistende!

Wie wird man Gedenkdienstleistender und was macht man in den 14 Monaten? Ein User der online Presse weiß es da ganz genau: „Nach New York kommt man, wenn man den Herrn Muzikant etwas bezirzt, um dann in New York den Amerikanern zu erzählen, was für Ungeheuer unsere Vorfahren doch waren!“ Ein anderer, im gleichen Forum, meint „Bonzensöhnchen“ zu kennen, die sich im „Ausland ein lustiges Jährchen“ gönnen und alles unternehmen „um gegen unsere Republik zu agitieren und uns zu diskreditieren.“ Dass die Arbeit bei Gedenkdienst und die 14 Monate an einer Holocaust-Gedenkstätte alles andere als eine einfache Tätigkeit darstellt, weiß jeder, der schon einmal ein ehemaliges Konzentrationslager besucht hat. Und viele Überlebende, die Gedenkdienstleistende in den USA, Argentinien und Israel treffen, tragen Auschwitz immer in sich mit. Die jungen Menschen darauf vorzubereiten und sie für Zeitgeschichte zu sensibilisieren ist daher die vordringlichste Aufgabe bei der Vorbereitung der Gedenkdienstleistenden. Das wird all jenen bald klar, die Gedenkdienst wirklich nur für eine Möglichkeit halten, ein Jahr in Übersee zu verbringen. Die 14 Monate Gedenkdienst sind für viele Jugendliche prägend für ihr weiteres Leben. Viele haben danach eine Beschäftigung in Institutionen wie dem Österreichischen Nationalfonds, der Claims Conference oder der Anlaufstelle der Israelitischen Kultusgemeinde gefunden. Andere sind jetzt wissenschaftlich tätig und arbeiten für die Österreichische Historikerkommission, das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands oder sind von den Institutionen, an denen sie Gedenkdienst geleistet haben, als Angestellte übernommen worden.

Auch viele Projekte sind aus der Tätigkeit von Gedenkdienstleistenden entstanden. Um nur jene zu erwähnen, die im Jahr 2002 durchgeführt wurden: Anlässlich von „10 Jahren Gedenkdienst“ ist neben dem Buch „Jenseits des Schlusstrichs“ und der Tagung in St. Virgil auch die Ausstellung „world.wide.web.gedenkdienst.at“ speziell für Schulen konzipiert worden, ebenso wie der „Gedenkdienstfilm“, eine Dokumentation von Niko Mayr über die Arbeit von vier Gedenkdienstleistenden an vier Einsatzstellen. Im Jüdischen Museum Wien und am Leo Baeck Institute New York findet derzeit eine Ausstellung über das Interviewprojekt der Austrian Heritage Collection statt. Diese Ausstellung, die von den ehemaligen New Yorker Gedenkdienstleistenden Christian Prasser, Thomas Geissler und Niko Wahl konzipiert und in Zusammenarbeit mit Werner Hanak vom Jüdischen Museum umgesetzt wurde, ist ein großer Erfolg und kann in Wien noch bis inklusive 16. Oktober gesehen werden.

All dies zeigt, dass Gedenkdienstleistende sich von ihren von außen zugeschriebenen Rollen und Funktionen längst emanzipiert haben und zu einer Generation herangewachsen sind, die „persönlich“ gesellschaftliche Verantwortung übernimmt für das, was in der Zeit des Nationalsozialismus in Österreich passiert ist. Durch ihre Erfahrungen hat die „Generation Gedenkdienst“ begonnen darüber sprechen zu lernen, worüber viele in der Nachkriegsgeneration nicht einmal nachzudenken wagten.

Christian Klösch, Historike und Obmann Verein GEDENKDIENTST

Editorial

Liebe Leserin!
Lieber Leser!

Die Gedenkdienst- Tagung „Vermächtnis Holocaust – Strategien der Nachgeborenen im Umgang mit Nationalsozialismus und Holocaust“ war ein großer Publikumserfolg.

In dieser Ausgabe finden Sie Texte von Vortragenden, die diese Tagung reflektieren und kommentieren. Besonders möchte ich Sie auf den Artikel der amerikanischen Psychologin Dorith Whiteman hinweisen, die über Resultate ihrer Arbeit mit Überlebenden berichtet und die Frage erörtert, welchen Stellenwert Gedenkdienst nach 10 Jahren Tätigkeit für Holocaust-Überlebende bekommen hat.

Weiters finden sie auch die Rede von Werner Hanak, die er zur Eröffnung der Ausstellung „Vom Grossvater vertrieben – vom Enkel erforscht?“ im Jüdischen Museum in Wien gehalten hat.

Daneben bringen wir auch einige Beiträge, die aus Platzgründen nicht im Buch „Jenseits des Schlusstrichs.“ (Löcker Verlag 2002) abgedruckt werden konnten. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, hier noch einmal allen jenen danken, die am Zustandekommen von Buch und Tagung beteiligt waren, insbesondere den Herausgebern des Buches Martin Horváth, Anton Legerer, Judith Pfeiffer und Stephan Roth.

Auch heuer haben wieder 18 Gedenkdienstleistende ihren Dienst an einer internationalen Holocaust-Gedenkstätte angetreten. Im Vergleich zum letzten Jahr sind dies allerdings um fünf weniger. Leider wurden die Subventionen für Gedenkdienst heuer gekürzt. Wir hoffen jedoch, im nächsten Jahr wieder alle 23 Stellen besetzen zu können und hoffen dabei auch auf Ihre moralische und finanzielle Unterstützung.

Es lohnt sich, auch in Hinkunft öfter einen Blick auf die von Franz Fuchs neu adaptierte und konzipierte Homepage von Gedenkdienst www.gedenkdienst.at zu werfen, die nun regelmässig aktuelle Information zum Verein und zu zeitgeschichtlichen Themen liefert.

Herzlichst Ihr,
Christian Klösch, Obmann Verein GEDENKDIENT

PS: Das Buch „Jenseits des Schlusstrichs“ ist im Büro des Vereins Gedenkdienst oder im Buchhandel um € 25,- käuflich zu erwerben.

Generation-Fragen

Eine Reflexion zur Gedenkdienst-Tagung, Salzburg, Mai 2002

Der Begriff Generation scheint derzeit Hochkonjunktur zu haben, so auch bei der Tagung in Salzburg. Einmal mehr hat sich mir im Laufe der Diskussionen die Frage nach dem Sinn und der Tauglichkeit der Kategorie „Generation“ gestellt. Sehr bald zeigte sich in den einzelnen Diskussionsbeiträgen, dass sich eigentlich niemand so wirklich einer bestimmten Generation zuordnet, sondern vielmehr sich von der ihm/ihr zugeschriebenen abgrenzt, aus welchen Gründen auch immer. Nicht selten begann ein Statement mit den Worten „Ich gehöre ja eigentlich nicht zur zweiten (wahlweise: dritten) Generation, weil...“ – und dann folgten Begründungen verschiedenster Art. In der Tat lässt sich eine Generationszugehörigkeit nicht so eindeutig bestimmen, wie es auf den ersten Blick scheint. Da gibt es zum einen eine jahrgangsbezogene Einordnung, wonach man eher dieser oder jener Generation zugeordnet werden kann, zum anderen kann eine Einordnung auch nach dem persönlichen Standort in der familiären Generationskette erfolgen. Das heißt: Wie alt waren die Großeltern/Eltern zur NS-Zeit – was kann es bedeuten, wenn – wie in meinem Fall – die Eltern damals selbst noch Kinder waren – wo ordne ich mich dann ein? All diese Zuordnungsfragen setzen sich natürlich auch in den nachfolgenden Generationen fort – die auf der Tagung vertretenen „Jungen“ stehen bereits am Übergang von der dritten zur vierten Generation und stellen ihrerseits wieder eine Art „Zwischengeneration“ dar. Die Fragwürdigkeit des Generationsbegriffs zeigte sich auch in den Diskussionen um „die 68er Generation“, die es natürlich in der Einheitlichkeit nicht gibt, nie gegeben hat. Ich selbst arbeite zwar auch mit der Kategorie Generation und halte sie für eine zielführende Denkkategorie, denke aber – und die Diskussionen der Tagung haben mich darin bestärkt – dass der herkömmliche Generationsbegriff um wichtige Kriterien außerhalb der jahrgangsbezogenen Generationszugehörigkeit erweitert werden sollte: Das Geschlecht, soziales Milieu (Elite – Basis), politische Zuordnung (Grad der NS-Involviertheit der Eltern/Großeltern), regionale Herkunft (Peripherie-Zentrum) usw. sind einige Faktoren, die die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus entscheidend mitbestimmen und daher ebenfalls in die Analyse miteinbezogen werden sollten.

Ein weiterer interessanter, vordergründig vielleicht banal klingender Aspekt ist mir im Laufe der Tagung zunehmend bewußter geworden: nämlich, wie „jung“ die Gedenkdienstler eigentlich sind! Dieser Gedanke ist mir als Lehrende an der Universität, die mit immer jünger werdenden Studierenden konfrontiert ist, zwar nicht neu, aber in konkreten Fällen nichtsdestotrotz immer wieder erstaunlich. Etwa dann, wenn einem/r klar wird, dass viele der Anwesenden erst kurz „vor Waldheim“ geboren sind, die damit einhergehenden Vergangenheitsdiskussionen nur vom Hörensagen kennen usw. Kurz: Diese Generation ist kognitiv und emotional ganz wo anders „eingestiegen“, hat einen anderen Wissensstand und anderen persönlichen Zugang zur Thematik. Gerade aus diesem Grund fand ich die Idee, am letzten Podiumsgespräch ausschließlich VertreterInnen der dritten und vierten Generation zu Wort kommen zu lassen, eine sehr gute. Denn auf diese Weise waren vielleicht die jeweiligen Zugänge dieser jungen Generation, ihre Motivationen zum Gedenkdienst, ihre Erwartungshaltungen an die Tagung usw. zu erfahren. Im Laufe der Tagung war diese Generation ja zunehmend „verstummt“, zumindest im Rahmen der „offiziellen“ Diskussionsrunden (Pausengespräche gab es meiner Beobachtung nach aber sehr wohl). Den ansatzweise konstruierten Konflikt zwischen einer (nicht näher benannten) zweiten und der vorher stumm im Publikum und nunmehr am Podium vertretenen Generation sah ich allerdings nicht wirklich. Vielmehr sehe ich solche Positionierungen als Ausdruck einer logischen Generationenabfolge, wo die eine auf der anderen aufbaut, sich aber auch davon abgrenzt – das gehört einfach dazu. So wie ich meinerseits wissenschaftlich und politisch zu einem bestimmten Zeitpunkt eingestiegen bin und mich von der vor mir tätigen (meiner Meinung zu stark moralisierenden, auf Opferidentifikation ausgerichtete) HistorikerInnen-Generation teilweise abgegrenzt habe, nicht ohne auch von ihren Leistungen zu profitieren, so sehe ich ähnliche Mechanismen auch heute. Deshalb frage ich mich: Was kann ich als schon seit längerem in der Forschungspraxis tätige Zeithistorikerin an die nachfolgenden Generationen weitergeben, was unterscheidet uns aber auch – in unseren Motivationen, Zugängen, Fragestellungen, Interessen? Interessant für mich war, als ein Ergebnis der Diskussion, dass die Jüngeren sich nunmehr offensichtlich verstärkt mit der Legitimationsfrage konfrontiert sehen: Warum sich überhaupt mit dem Nationalsozialismus beschäftigen? Nach all dieser Zeit? Wo der Nationalsozialismus als persönlicher, emotionaler und familiärer Bezugspunkt zunehmend (scheinbar?) entschwindet? Wo die Verbrechen des Nationalsozialismus seiner „Singularität“ beraubt, universalisiert und in die Welt- und

Menscheitsverbrechen insgesamt eingereicht werden? Diese - übrigens gar nicht so neuen - Fragen mussten letztendlich wohl offen bleiben. Interessant fand ich auch, dass fast niemand von den jungen PodiumsteilnehmerInnen ihr Engagement mit familiären Schuld-Verstrickungen begründet hat. Gleichzeitig wurde aber die von mir als Frage aufgestellte These, dass durch die zunehmende zeitliche Distanz auch eine zunehmende Ent-Emotionalisierung und somit ein neuer „unbefangener“ Umgang mit dem Nationalsozialismus einhergehen könnte, eher verneint. Woher genau das Engagement für den Gedenkdienst kommt, das blieb wiederum für mich eine offene Frage.

Ein wichtiger Nebeneffekt der Tagung war, dass ich – sei es in Form von Gesprächen oder durch den Film von Niko Mayr - auch einige für mich neue Informationen und Einblicke über/in die Praxis des Gedenkdienstes erhalten habe. Neu für mich war, wo überall man/frau inzwischen Gedenkdienst leisten kann; neu war auch, daß bemerkenswerterweise auch einige junge Frauen dieses Angebot nutzen! Besonders positiv überrascht war ich von dem auffallend hohen Reflexionsgrad unter den jungen TeilnehmerInnen (vielleicht die Folge des vorhin angesprochenen anderen generationsbedingten „Einstiegs“?), dem kontinuierlich großen Interesse im Publikum (immerhin wurde ein „verlängertes Wochenende“ mit vorsommerlichen Temperaturen in einem Veranstaltungsraum in Kauf genommen) und der guten Atmosphäre der Tagung. Weniger erfreulich erscheinen mir die auf der Tagung zur Sprache gekommenen Probleme mit denen sich der Gedenkdienst zwar immer schon, aber doch zunehmend konfrontiert sieht. Als Zeithistorikerin aber auch als politisch denkender Mensch kann ich mir nur wünschen, daß sich die derzeit im Gedenkdienst aktiven, aber auch die künftigen MitarbeiterInnen von diesen Schwierigkeiten in ihrem Engagement nicht beirren lassen.

Margit Reiter, Historikerin

„Jenseits des Schlussstrichs. Gedenkdienst im Diskurs über Österreichs nationalsozialistische Vergangenheit“

Interview mit Sarah Halperyn, ehemalige Bibliothekarin am Centre de Documentation Juive Contemporaine in Paris

Wie denken sie darüber, dass junge Österreicher Gedenkdienst an ihrer Einrichtung leisten?

Vom Beginn unserer Zusammenarbeit an war ich davon überzeugt, dass es sich dabei um eine sehr gute Initiative handelt. Einerseits bin ich der Meinung, dass allein schon die Möglichkeit Gedenkdienst zu leisten eine großartige Sache ist, und andererseits finde ich es bewundernswert, dass sich junge Leute bereit erklären einen solchen zu leisten, auch wenn das große Mühen, finanzieller und anderer Natur, bedeutet.

Im Vergleich zu Deutschland war es in Österreich erst viel später möglich, einen solchen Dienst zu leisten. Es scheint, als hätte Deutschland bei weitem mehr zum Gedenken getan. Tatsächlich sind die besten Bücher und Werke zum Thema Shoah in Deutschland (und den Vereinigten Staaten) erschienen. Man kann jedoch nicht leugnen, dass dieser Teil unserer Geschichte auch in Frankreich lange Zeit nicht behandelt wurde. Ich denke, Österreich hat die Pflicht zum Gedenken an seine Mitverantwortung in allen Bereichen des Holocaust erst sehr spät erkannt. Aber besser spät als gar nie!

Außerdem bin ich der Meinung, dass es nicht nur ein Nachteil ist, spät damit begonnen zu haben. Ich glaube, ein richtiger Dialog ist erst heute möglich. Früher war es schwieriger. Für die erste Generation in Österreich und Deutschland, die noch aktiv oder passiv am Krieg beteiligt war, war ein solcher Dialog nicht möglich. Auch die zweite Generation hatte dabei Probleme, da sie sich in einer gewissen Art mitschuldig fühlte. Erst mit der dritten Generation, die von der Vergangenheit nicht direkt betroffen ist, ist es uns [Juden] möglich, einen ehrlichen Dialog zu führen. Und es sind die Gedenkdienstleistenden, mit denen wir diesen begonnen haben. Ich glaube, dass Gedenkdienst, und die Tatsache, dass junge Österreicher einen solchen Dienst leisten, viel zur Verbesserung unserer Beziehung beigetragen haben. Ich merke, dass sich etwas verändert, dass sich eine Brücke zwischen euch und uns bildet. Und mit jedem weiteren Jahr, mit jedem weiteren Freiwilligen sehe ich, wie diese Brücke sich festigt.

Sarah Halperyn

Übersetzung aus dem Französischen von Matthias Kail

Vermächtnis Holocaust – Strategien der Nachgeborenen im Umgang mit Nationalsozialismus und Holocaust

Kozept der Tagung vom 8.-11. Mai 2002 in Salzburg

Die konzeptionelle Vorgeschichte des 10-Jahre-Gedenkdienst-Projektbündels Tagung, Buch und Ausstellung begann mit meiner im Februar 2000 erstmals ausgesprochenen Idee, einen Rahmen für die Verortung des Gedenkdienstes im österreichischen und internationalen Erinnerungsdiskurs zu schaffen, der Platz bietet für Selbstpräsentation, Selbstreflexion und wissenschaftliche Kontextualisierung.

Auch dem Mangel an (selbstreflexiver) Verschriftlichung sollte begegnet werden. Gedenkdienst ist schließlich seit seiner Gründung – außer von systemimmanenten Finanzierungsproblemen – vor allem vom (Ver-)Schweigen und der Internalisierung desselben bedroht.

Ein eindrucksvolles Beispiel für dieses (Ver-)Schweigen ist der Zeitung der Stadt Wien „Wien.at“ in ihrer Juli- Ausgabe gelungen: die von (ehemaligen) Gedenkdienstleistenden erstellte Ausstellung im Jüdischen Museum der Stadt Wien „Vom Großvater vertrieben, vom Enkel erforscht?“ wird darin angekündigt – allerdings ohne Nennung des Ausstellungstitels und ohne Nennung des Gedenkdienstes.

Ein Projektteam, dem (in unterschiedlichen Funktionen und ohne Anspruch auf Vollständigkeit) Thomas Geisler, Johannes Högl, Martin Horváth, Florian Huber, Thomas Huber, Matthias Kail, Christian Klösch, Martin Kolassa, Anton Legerer, Stefanie Lucas, Judith Pfeifer, Stephan Roth, David Röthler, Stephan Schirl, Bernhard Schneider, Thomas Strasser, Stefan Sturm und Daniel Werner angehörten, konzipierte über einen Zeitraum von etwa einhalb Jahren die 9. Gedenkdiensttagung vom 8. – 11. Mai 2002 in St. Virgil, das Buch „Jenseits des Schlussstrichs. Gedenkdienst im Diskurs über Österreichs nationalsozialistische Vergangenheit“ und die Ausstellung „www.gedenkdienst.at“. Die relativ lange Konzeptionsphase ist Ausdruck der Prozessorientiertheit, die den Projekten zugrunde gelegen ist: wengleich die Umsetzungsziele nie aus den Augen verloren gingen, war der vorangehende Diskussions- und Entwicklungsprozess ein essentieller und integraler Bestandteil der Projektvorhaben.

Im Folgenden möchte ich kurz die Konzeption sowie einige markante Ergebnisse der Tagung skizzieren. Die Inhalte der Tagung orientierten sich an den drei wesentlichen Arbeitsfeldern des Gedenkdienstes:

1. Begegnung mit aus Österreich Vertriebenen, mit Überlebenden des Holocaust
2. „Zeitgeschichte“-Forschung
3. Vermittlung, „Holocaust Education“

Diese Themenbereiche, die vor allem in den Nachmittagsworkshops zur Debatte standen, wurden mit dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft hinsichtlich Tradierung und Weitergabe der Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust zwischen den Generationen in den Vormittagsvorträgen verknüpft.

In dem auf diese Weise kreierte Diskursfeld wurden die unterschiedlichen Zugänge gegenübergestellt:

1. Gedenkdienst – Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.
2. Täter und Opfer: Auseinandersetzung der nachfolgenden Generationen.
3. Kontinuitäten und Brüche zwischen den Generationen in der Auseinandersetzung in Tätergesellschaften.
4. Stand der TäterInnenforschung und künftige Entwicklung der Zeitgeschichtsforschung.
5. Gedenkstrategien wie jene der IKG, französischer Résistance-mythos und des Kameradschaftsbundes.

Zu den markanten Ergebnissen der Tagung zählen:

1. Das in dieser Form einzigartige Tagungskonzept ist aufgegangen: die Thematisierung des Umgangs mit der Geschichte des Nationalsozialismus und Holocaust ist in dieser Form nicht nur möglich, sondern hat sich als Desiderat erwiesen. Zugleich hat sich diese Thematisierung nicht zu einer – immerhin möglichen – Konkurrenz zur eigentlichen historischen Faktizität der NS-Verbrechen entwickelt. Die Partizipation von ZeitzeugInnen unter den Vortragenden und WorkshopgestalterInnen hat dazu ebenso beigetragen wie die Ernsthaftigkeit der TeilnehmerInnen. Für künftige wissenschaftliche Auseinandersetzungen ist die verstärkte Berücksichtigung politikwissenschaftlicher Perspektiven über gegenwärtige politische Instrumentalisierungen historischer Ereignisse und deren Interpretationen zu empfehlen.
2. Die mehrfache Problematik des Generationenbegriffs: die Bedeutungskonfusion zwischen seiner biologischen und seiner sozialen Bedeutung (als Erfahrungsgeneration wie etwa der 1968er

Generation); in Wortmeldungen von TeilnehmerInnen wurde deutlich, dass der Umgang mit Nationalsozialismus und Holocaust nicht von der biologischen Generationenfolge und auch nicht von der Erfahrungsgeneration abhängt, und dass Generationenunterschiede in dieser spezifischen Zusammensetzung wie auf der Tagung keine signifikante Rolle spielen. Einige TeilnehmerInnen thematisierten darüber hinaus Konfliktfelder innerhalb der Alterskohorten, die sie mehr beschäftigten als unterschiedliche Ansätze zwischen den Generationen.

3. Defizite im gesellschaftlichen Diskurs nach 1945, die in Familiendiskursen zumeist keine Kompensation erfahren haben – eine mögliche Ausnahme könnten jene Familien darstellen, bei denen die Eltern zur 1968er Generation zählen. Hier zeigten sich einerseits Unterschiede zwischen Österreich und Deutschland, andererseits je nach Generationszugehörigkeit auch unterschiedliche Interpretationen über die Relevanz der 1968er. Angehörige der 1968er scheinen die historische Bedeutung ihrer Bewegung höher zu bewerten als nachfolgende Generationen.
4. Die Dominanz der TäterInnenperspektive, die sich auch in der verwendeten Semantik widerspiegelte, und die das Aussterben der letzten ZeitzeugInnen und Überlebenden unterschwellig als befreiend perzipiert. Die Dominanz der selbst fast sechs Jahrzehnte danach fortwirkenden TäterInnenperspektive zeigte sich aber nicht nur in der Sprache sondern auch durch das weitgehende Fehlen der TäterInnen im Diskurs.

Die Diskurslücke hinsichtlich des TäterInnendiskurses wurde bei der Tagung deutlich, auch deswegen, weil ein Abend der Filmvorführung über die Involvierung von Wehrmachtssoldaten in Kriegsverbrechen und der anschließenden Diskussion mit zwei der im Film befragten ehemaligen Wehrmachtssoldaten gewidmet war.

Anton Legerer, Psychologe und Vorstandsmitglied Verein GEDENKDIENT

Is reconciliation possible?

Former Austrian and German refugees speak.

Background of the study

As with such occasions, the tenth anniversary of the Gedenkdienst has precipitated a backward glance by its members which is reflected in their book: "Jenseits des Schlussstrichs". I thought it remarkable that an Austrian organization has actually labored for ten years to reach out to survivors and escapees, like myself, and was examining itself as to progress made. This has led to some introspection on my part as to what changes I might have undergone in my attitude towards Germany and Austria. These speculations are contained in a chapter in the book: "Mehr kann man wahrscheinlich nicht erwarten." Then I began to wonder if my reactions were typical of other survivors and escapees and whether the years have in any way mellowed their view of their former homeland.

I was acquainted with the outlook of the former refugees. I had interviewed 190 between 1990 and 1993 for my book "Die Entwurzelten." At that time, almost all of them shared feelings of animosity, abhorrence, avoidance and revulsion towards Austria and Germany. The mere mention of these countries conjured up murdered relatives and friends, loss of youth and loss of possessions. Behind these images lurked the image of the perpetrators who had failed to show remorse and had attempted to wipe out the past as if it had never existed.

Antagonism by the former refugees was greater towards Austria than to Germany for a number of reasons. For one, Austria had referred to itself as Hitler's "first victim." That statement triggered fury by the former refugee group. They had witnessed when the day after the Anschluss festive flags bedecked Vienna. They remembered the myriads of Austrian citizens who mingled on the streets proudly displaying long-hidden swastikas on their lapels, and almost hysterically welcoming Hitler on the Heldenplatz. Truly, these were victims who participated enthusiastically in their fate.

Austria's complete silence regarding its citizens' participation in the Holocaust elicited further distrust. During the fifties and sixties when I had occasion to be in Austria, I searched in vain for a mention of those dark days by people I met or by newspapers. The Germans had begun their open discussions in newspapers and in literature while the Austrians were making no attempt to lift the curtain on the past. The Germans indicated some guilt by beginning to pay reparations. They also did not have a Waldheim episode. Both Waldheim and Haider triggered a déjà vu phenomenon. Their success was equated in the refugees' minds to the Nazi years. While this reaction might have been somewhat excessive, whatever trust had developed was too fragile to withstand the onslaught of these events.

Being acquainted with this background, I wondered whether such deeply felt emotions, such fierce convictions, could ever be modified. This curiosity prompted me to design a questionnaire to determine what changes, if any, of former refugees' attitudes and feelings towards Germany and Austria have taken place since 1945. I submitted it to 45 escapees (those who had been able to flee a Nazi occupied country before the "Final Solution) and survivors (those who had been in concentration camps and ghettos). The participants' attitudes in 1945 and in 2001 was explored through such questions as: Feelings towards the countries Germany and Austria; Attitudes towards individual Germans and Austrians; Differentiation between generations; Identification with country of birth; Return Trips; Effects of age; Effects of time passing.

Changes in attitude

When examining the responses to the questionnaire, I was immediately struck by their variability. In 1993, the respondents answered more or less along the same line, with resentment and anger. In 2001 there were large differences among the respondents. For instance, when asked whether time and age had in any way mellowed their attitude to Austrians and Germans, the responses varied from total rejection to almost friendship. On one end of the scale: "I have a list of 40 names [of murdered family members], including my parents and a six months old child. They stole my childhood, my parents and every-thing dear to me. I had a terrible time and I will not forgive them for that." On the other end "I have taught in Frankfurt, traveled extensively, spoken at many universities and on radio." A view somewhat in the middle: "I get less angry than I used to."

Many participants noted strong changes in their own attitudes over time.. Contrasting "then" to "now," one man responded: "Then I hated them all. I could have killed the murderers of my parents. I despised the rest. Now I do not blame the young ones for the crimes of their elders." A woman commented: "I

would gladly have killed given the opportunity. I hated them all. These days, I am quite at ease when I meet any during travel."

In addition, the former victims have during the passing years acquired families and friends. Most have been remarkably successful professionally and thus are no longer complete outsiders. They have to some extent entered a regular life. When they first left a Nazi country, their past had been wiped out and they lived in an acutely painful present. Now the past is still acutely painful and always will be, but there is more of a present.

Of course, there are some who are quite unforgiving and whose feelings did not alter over the years: "I cannot forget that they are the descendents of the people who gave a jubilant welcome to the man under whose government so many of my family were murdered." In some instances, even when the resentment has decreased, the distress remains the same: "I get less angry than I used to, but no day passes when I do not think of my parents." In rare cases, anguish increases with age: "I was very young in Britain at the time. Having become acquainted with the facts and realizing what had occurred with the loss of almost all family members, my feelings changed fundamentally to despising and resentment in a very negative way."

The surprise is not that some escapees and survivors still harbor intense resentment. One can hardly believe that after the loss of most of one's family, bitterness vanishes altogether. The amazing fact is that the attitude of a good percentage of those questioned had mellowed. This revision in outlook stands in strong contrast to citizens of countries where blood feuds are continued by their children and children's children.

Effect of time and age

What are the factors which enabled so many former refugees to look at their country of birth less emotionally? Was it time alone? Did the mere passing of years, as is commonly thought, mercifully decrease anger and resentment?

The former refugees vary widely in their reaction to time and age. Some have experienced positive change: "The passing of the years has made me feel a great deal better;" "I don't think about it as much;" "Age has made me focus more on the present than the future." One participant analyzes the situation very carefully: "Passing of time has diminished the personal/emotional impact of past events though not the historical significance and importance which should be continued." Perhaps not so surprisingly, some find that age and time only increased the pain and as a result, the antagonism: "It gets worse with age;" "Age has made me more aware of what I have lost and how precious life is." Most feel time alone does nothing. "I don't care how many years passed. Time will never make me feel better. It was some positive events during the passing years which helped." Most participants feel that time alone is ineffective. Only positive events or appropriate action can lead to a mellowing with time.

Changing generations, changing attitudes and reparations

So what did help? Probably the most influential factor is the presence of a new generation – the grandchildren of the perpetrators have taken the place of the Nazi generation. The children of the perpetrators remained suspect in the former refugees' eyes because of the likelihood that they were influenced by their parents' ideology. The link between the Nazi generation and the present Austrian/German youth cannot be so easily presumed. As a result, a good percentage of the former refugees are quite comfortable with those Austrians and Germans who were under fifteen years during World War II or state that they can communicate fairly easily with those who are now under forty, fifty or sixty. Others use themselves as a cutoff point: "Although I am at ease during travels, if they are older than I am, I do wonder what they were up to between 1938 and the end of the war and I do not maintain any social contact." The majority at this point seem to be free of assigning guilt by association: "The young ones cannot be held responsible: "I have no problems with this generation;" "They are more human than the older Germans."

There are exceptions to the general trend, both on the negative and on the positive side. It is understandable that some who lost their families find it emotionally impossible to converse with anyone even distantly connected with a perpetrator. "I have no well defined feelings about the present Austrians, but I cannot forget that they are the descendents of the people who gave a jubilant welcome to the man under whose government so many of my family were murdered." On the other hand, there are those who actively search for common ground with the young. Perhaps not coincidentally, the following opinions come from two psychotherapists: "I am interested in dialogue with Germans; to listen to their

experiences and views and have mine listened to and accepted." The other is particularly empathic: "The second generation Germans, those who were too young to be active Nazis suffered from their parents' pretense at either having done nothing wrong or pretending they know nothing. I like talking to young adults. I asked a woman academic why she had specialized in the study of the exiled. She said: 'Because my mother is a Nazi. She is still alive.' That takes courage."

Another factor which aided the achievement of some rapprochement is a changed attitude of the Austrian bureaucracy. Letters from the consulate are couched in a more courteous and less "autocratized" fashion than before. Officials respond to questions and dispense information in a more user-friendly manner. Statements of regret for the emotional and financial losses are frequently included in formal documents. In general, officials tend to be more helpful. For instance, when I recently visited Austria, I brought a complicated thirty-plus page questionnaire dealing with restitution to the National Fund of the Republic of Austria for Victims of National Socialism. A young woman official spent time and effort in helping me obtain necessary information. Her solicitous manner indicated a genuine motivation to help.

A change of generations and of the official stance have influenced the outlook of former refugees. One could assume then that restitution would have the same effect. But this does not seem to be entirely the case. The former refugees feel that restitution is justified, indeed more than justified. They feel entitled to it and see it simply as regaining only what was theirs. And that only in small part. They do not regard restitution as a generous or altruistic move. Too much resentment has already accumulated by this much debated and delayed issue. After all these years, restitution comes as too little and too late "I wish they had given it to my father who needed it more;" "They should have done it forty years ago." A man describes his bitterness because he found restitution given grudgingly and only under pressure: "I think the restitution payment to my sister and myself was an insult. 400 pounds for the loss of a parent. 400 pounds for the loss of education. We would not have received that if our aunt in Berlin and our uncle in the U.S. had not written statements."

The former refugees were asked what aspects of restitution helped to lessen their antagonism to Austria and Germany. Among the items cited were money for missed education, social security payments, Pflegegeld (money for handicapped, sick and elderly refugees), restitution for loss of homes and real estate, restitution for slave labor and paid trips back to former hometowns. Responses varied from very positive to very negative for reasons already cited such as: "They owed it to us;" "Too little and too late," "They did it to save face," etc. On the other hand, there are former refugees who have a less ambivalent view: "They seem to want to make amends;" "They are trying;" "Good if done willingly;" "The pension I receive really helps."

Because of the long delay, the countries' motivation is suspect. The former refugees express their distrust: "I feel they have been forced to do this [in order to be in good standing with the European community];" "I feel it is primarily a face-saving policy;" "I think that restitution is political and not altruistic;" "I question their motives." A woman remarks regarding Austrian social security: "My husband paid into the system." The implication being that she is entitled to what she considers her money. Many former victims take issue with the amount of restitution given: "It was due those who lost property" and "The amount is paltry compared to the damage done." Many escapees and survivors want to make it clear that restitution, though just and welcome, cannot cleanse the perpetrators of their guilt. Such comments as: "The bad cannot be appeased;" "Restitution is blood money;" and "I would not want to go and have to make nice." "No amount of money would compensate for what I had to suffer," reflects a common theme.

Interviewees perceive restitution as a complex matter. It is unlikely that without its reconciliation of any sort could be achieved. It is regarded as an obligation on the giver's part and it is due to the former victim. It is a concrete symbol of the Nazi countries assuming responsibility, however small in comparison to the losses suffered. One might say that it is a necessary but not a sufficient condition. Any contrition without some restitution would simply ring hollow. But restitution alone is not sufficient.

For the former victims an emotional and psychological response is also necessary – they look for an attitude and an approach which conveys some understanding of the wrong that was formerly done.

Two organizations which make a difference

Two organizations which meet this emotional and psychological need of the former refugees is the Austrian Gedenkdienst and the German parallel, the Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF). The response to their activities was almost uniformly enthusiastic. The former refugees were asked: "Many young Austrians and Germans have volunteered to work for a year in various Holocaust institutions such

as the Memorial Museum in Washington D.C. and at Yad Vashem in Israel. Does your knowledge of these efforts lessen your antagonism at all to Germany and Austria?"

"Many young Austrians and Germans research the contribution of Jews to Austrian and German culture and study the current adjustment of former refugees: Does your knowledge of these efforts lessen your antagonism at all to Germany and Austria?"

"Many young Germans visit isolated, elderly refugees. Does your knowledge of these efforts lessen your antagonism at all to Germany and Austria?"

The range of responses to these questions was very narrow. The former victims on the whole expressed enthusiasm, gratitude and admiration. They were deeply touched by the selfless idealism of these young people. Those former refugees who had never heard about these organization were asked whether the newly presented knowledge of their existence lessened their antagonism. Almost all of them agreed that it did. The idea that young Austrians and Germans were willing to dedicate themselves to make some amends for a previous generation aroused optimism: "It is such a hopeful step for the future;" "It makes me feel better;" "I have met many of these young people. They are great;" "I am glad that they are trying to make amends."

The former refugees appreciate the research being conducted on Holocaust matters: "It is constructive and tells the real story;" "I am very positive towards them;" "It shows some promising signs that some appreciate the events of the past." The respondents to the questionnaire were impressed that young German people were visiting Jewish elderly who were alone because of the murder of their families: "Praiseworthy;" "I think this is admirable work;" "A wonderful gesture."

The members of the Gedenkdienst and the ASF appear to the former refugees to have halos. They are ambassadors of good will, they are a beacon that the future may be different from the past, and that the former refugees' pre-Nazi identification with Austria and Germany was not just an illusion. It is unfortunate that the second and third generation of escapees and survivors do not have more knowledge about the existence of these organizations. They are acquainted with the deeds of the perpetrators but they know very little, if anything, about the young Germans and Austrians. It would bode well for the future if these members of the same generation could meet.

Psychological ties

A rather striking finding is that many escapees and survivors had never made a complete break with their former countries. While they are solidly identified with their new homeland, some psychological ties seem not to have broken over the years. The former refugees visit their former homes and many are filled with much nostalgia, though total comfort in their former countries is harder to obtain.

Yet, the pull of the culture of their youth is amazingly ingrained even for those who left when very young. Love for the scenery, music, theater and the food remain a part of their fond memories "I am identified with the country I am living in, but I find that I do identify myself with some shared values and habits typical of my former country;" "I love the U.S. but yet culturally my Austrian background is very meaningful to me. Perhaps some of these subtle connections contributed to the lessening of antagonism.

Summary

The results of the questionnaire "Is Reconciliation Possible?" indicate that the former refugees are not all of one mind. There is range from those who have not shifted in their attitude towards their former countries to those who feel profound changes have taken place. Most people are somewhere in between. By way of contrast, only ten years ago I found few people who felt anything but total estrangement from Germans and Germany and Austria and Austrians.

The changes are related to the new generation who are not found guilty by the grandparents' victims and to the more positive attitude of the government. In addition the great success in readjusting to their new countries facilitates the developing of some emotional distance to the past. The former refugees are no longer isolated or outsiders. As one escapee notes: "I never reached the social and financial standing I would have had [had I not been a refugee], but I feel satisfied with the goals I reached. I had many compensations."

It needs to be emphasized that the deep pain, the profound trauma that the Hitler years inflicted can never be wiped out. But it is to the former refugees' credit that they are willing and able to respond to reasonable and sincere approaches and they do not paint all Germans and Austrians with the same brush.

The change in Vienna was brought home to me during my visit to Vienna this past May. My husband and I were crossing the Heldenplatz. The usual memories of Hitler's speech on this beautiful plaza soon after the Anschluss came to mind and I described the scene to my husband; thousands of people waving flags, giving the Nazi salute and extending a fanatic and hysterical greeting to Hitler.

Just as I was describing the scene, a seemingly endless line of buses arrived, disgorging hundreds of people who poured onto the Heldenplatz. Puzzled, I walked over to some young people with odd colored hair and unusually placed jewelry and asked what their purpose was.

"Oh," was the answer, "we are marching for the legalization of pot."

Better pot than Hitler. I recognized some things, after all, have changed.

Dorit B. Whiteman, Psychologin

Erwartungen an die zweite und dritte Generation

Nachdem ich nach dem Anschluss mein Leben in verschiedenen Gefängnissen und Zuchthäusern als Schubhäftling zubrachte, wurde ich in die Konzentrationslager Auschwitz, Neuengamme, Dachau und Buchenwald deportiert. In Buchenwald wurde ich von den Amerikaner befreit.

Der 11. April 1945 ist so gesehen mein zweiter Geburtstag. Ab diesem Tag konnte ich wieder in Freiheit leben. Wir waren ungefähr 200 jüdische Handwerker verschiedener Nationen und 500 Österreicher, die den Terror im KZ Buchenwald überlebten.

Nach unserer Befreiung wurden wir nicht mehr als Juden und Nichtjuden in den Baracken untergebracht, sondern nach Nationen. Während Häftlinge anderer Nationen mit Autobussen und Rot- Kreuz-Autos abgeholt wurden, warteten wir weiter. Doch nicht nur wir, aus dem KZ Buchenwald, wurden nicht abgeholt, auch alle anderen ÖsterreicherInnen aus den weiteren Konzentrationslager nicht – das damals offizielle Österreich war auf seine Widerstandskämpfer nicht neugierig.

Am 18. Mai 1945 beendeten wir selbst unser Warten. Wir organisierten von den Stadtwerken Weimar vier Autobusse und fuhren Richtung Heimat. Viele waren aus Wien und dorthin wollten auch wir wieder. Die Autobahnen waren noch nicht so ausgebaut wie heute und die Busse konnten auch noch keine 100 km/ h fahren. So ergab es sich, dass wir die erste Nächtigung auf österreichischem Gebiet in der Stadt Salzburg machten. Salzburg, das sich in der Nähe der Alpenfestung befindet, wurde erst Anfang Mai befreit, dementsprechend wurden wir auch aufgenommen. Keiner konnte uns ins Gesicht sehen, alle drehten sich weg, als sie uns sahen.

Wir hatten aber auch nicht vor in Salzburg zu bleiben und so fuhren wir weiter in Richtung Wien. Bei der Demarkationslinie an der Enns gab es eine Grenze. Österreich war in vier Zonen geteilt. Der Fluss Enns trennte die Amerikanische von der Russischen Zone. Obwohl die Mehrzahl der ehemaligen KZ-Häftlinge Kommunisten waren, war es uns nicht gelungen, die Russen davon zu überzeugen uns durchzulassen um nach Wien zu kommen. Nach vergeblichen Verhandlungen wollten uns die Amerikaner wieder nach Buchenwald zurückbringen, wir waren uns jedoch einig, dass wir dort lange genug waren und beschlossen, daß bei jedem Stop einige nicht mehr einsteigen sollten. So fehlten schon einige Kameraden als wir von der Enns Richtung Westen fuhren.

Am Abend des 20. Mai 1945 kamen die Busse in Salzburg an, es gab damals eine Sperrstunde: niemand durfte sich nach Einbruch der Dunkelheit auf der Straße befinden. Knapp vor dieser Sperrstunde stieg ich mit fünf Kameraden an der Ecke des Landesgerichts – Nonnthaler Hauptstraße aus. Wir meldeten uns bei der Polizei und diese wies uns einen Schlafplatz in der Nonnthaler Hauptschule zu. Alle Turnsäle waren damals zu Notquartieren und Hilfslazaretten umgerüstet worden.

Am nächsten Tag meldeten wir uns bei der Polizei um Lebensmittelmarken zu erhalten. Dort erhielten wir den Hinweis, dass in der Haydnstraße eine 3-Zimmer-Wohnung, ein ehemaliges Büro der NS-Frauenschaft, frei stehe. Wir hatten also eine Wohnung, in jedem Zimmer wohnten zwei von uns. Aus dem Turnsaal der Andrä-Schule holten wir uns Matratzen, Polster und Decken und schon waren wir eingerichtet, mehr brauchte man damals nicht. Im Stift St. Peter gab es eine Küche für Flüchtlinge wo wir ernährt wurden. Nach all den Entbehrungen in den Konzentrationslagern lebten wir nun herrschaftlich.

Es dauerte nicht lange da gab es Tumult in der Küche. Ich stand auf einem Sessel und man zeigte auf mich, dass ab nun ich für die Führung der Küche verantwortlich sei. In der Dreifaltigkeitsgasse war damals das Ernährungsamt, wo ich Lebensmittelkarten für ungefähr 550 Flüchtlinge erhielt. Jedoch konnte mir niemand sagen, woher ich die Lebensmittel bekomme. Man gab mir Tips: "geh' zu dem, der ist ein Nationalsozialist, der wird dir Erdäpfel und Gemüse geben", oder: "von dem wirst du Brot bekommen". Die Tips waren gut und ich erhielt das, was ich brauchte.

Die Zeit verging und sehr bald kamen die großen Flüchtlingsströme. Da Salzburg Amerikanische Zone war, war auch die jüdische Organisation Joint hier tätig, die sich jüdischer Flüchtlinge aus dem Osten annahm. Eines Tages kamen Organisatoren vom Joint zu mir und schlugen mir ein Geschäft vor: sie wollten Fleisch- und Fettkonserven gegen frisches Gemüse, Erdäpfel und Obst tauschen. Dieses Geschäft war gut, ich konnte meine Küche mit Fleisch- und Fettkonserven aufbessern und lieferte dafür Obst, Gemüse und Erdäpfel. Es dauerte nicht lange, da kamen neuerlich Organisatoren vom Joint zu mir und baten mich, ich möge Lastautos besorgen, um Flüchtlinge nach Italien zu transportieren.

Ich ging zur Landesregierung und bat dort um fünf Lastautos. Die Verantwortlichen wollten mir klar machen, ich habe doch ein Lastautos für die Transporte meiner Küche, dieses müsse doch reichen, weitere Lastautos seien ausgeschlossen. Ich gab mich mit dieser Aussage nicht zufrieden und forderte

die Lastautos mit dem Ausspruch: „Entweder ich bekomme die Lastautos, oder die Juden bleiben da!“ – als Antwort bekam ich: „Wie viele Lastautos brauchen Sie?“.

Trotzdem damals die Greuel an den Juden allen bekannt waren, waren Juden unerwünscht. Man war den Juden neidig, dass sie Care-Pakete oder Rot- Kreuz-Pakete erhielten. Jeder Flüchtling bekam in regelmäßigen Abständen so ein Paket, und jedes Paket enthielt zwei Stangen Zigaretten. Ein Teil dieser Zigaretten landete auf dem Schwarzmarkt. Die Salzburger Nachrichten berichteten damals so: „Der Jude J. Rosenblatt wurde am XY-Platz mit F. B. beim Schwarzhandel erwischt.“ Ein Handel kann nur stattfinden, wenn es einen Verkäufer aber auch einen Käufer gibt, die Käufer wurden immer nur mit Initialen bekannt gegeben und auch das Religionsbekenntnis wurde nicht angegeben. Öfter hatte ich bei den Salzburger Nachrichten vorgesprochen und auf antisemitische Aussprüche aufmerksam gemacht, die Antwort war: „Unsere Leser wollen das“.

Nachdem immer mehr Flüchtlinge in die Kasernen kamen und ich die Lastautos erhalten hatte, konnte die jüdische Fluchtorganisation ‚Bricha‘ mit dem Flüchtlingstransport beginnen. Erst wurden große Grenzübergänge wie der Brenner gewählt, doch durch die Politik der Engländer in Palästina mussten immer kleinere Grenzübergänge gesucht werden, bis im Jahre 1947 nur mehr ein Übergang offen war.

Nach der Gründung des Staates Israel im Mai 1948 konnten die Flüchtlinge legal einreisen und ich wurde nicht mehr für die Transporte benötigt. Ich musste nun für meinen eigenen Unterhalt sorgen und hatte bereits 1945 um einen Gewerbeschein angesucht. Dieser wurde mir auch an meiner Adresse Haydngasse ausgestellt, als ich in die Schwarzstraße übersiedelte, wurde auch diese Adresse genehmigt. Doch als ich im August 1948 ein Damen- und Herrenmodegeschäft in der Wolf-Dietrich-Straße eröffnen und den Gewerbeschein auf diese Adresse ändern wollte, da war dieser plötzlich nicht mehr gültig. Was war geschehen? Ich musste mit den Mitbewerbern in der Umgebung übereinkommen, welche Waren ich führen dürfe und welche nicht, denn ich durfte für diese keine Konkurrenz sein – einen einzigen Artikel habe ich gefunden – sechseckige Eier – dafür gab es allerdings keinen Lieferanten.

Mein Geschäft ging gut, ich konnte durch Qualität und billige Preise viele Kunden gewinnen. Nach wenigen Jahren konnte ich bereits eine Filiale im Kongresshaus in der Rainerstraße eröffnen. Viele Kunden aus dem In- und Ausland kauften Lederhosen für Kinder. Die kleinste Größe dieser Lederhosen verkaufte ich um 25 Schilling. Bei diesem Preis hatte ich Schwierigkeiten mit der Gewerkschaft, diese stellte sich mit einer Stoppuhr neben eine Näherin und meinte, um diesen Preis können man keine Lederhose herstellen. Die Gewerkschaft hatte damals noch nicht die Erfahrung, Arbeitsvorgänge zu teilen und so die Arbeitszeit erheblich zu reduzieren.

Im Jahre 1977 ging ich in Pension. Ich stellte mir vor nun meine freie Zeit mehr dem Reisen zu widmen und vielleicht längere Zeit wieder in Italien zu verbringen. Ich wurde jedoch mit Fragen der Kultusgemeinde beauftragt und nach dem Tod des damaligen Präsidenten Ladislaus Friedländer wurde ich zum Vorstand gewählt. Ich war also wieder dort, wo ich nach meiner Wiedergeburt 1945 begonnen hatte. Es wartete Arbeit auf mich. Wie viel es werden würde, wusste ich damals nicht.

Für meine Lebensgeschichte während der NS-Zeit und die jüdische Religion interessierten sich immer mehr Personen. Das Unterrichtsministerium unterstützt den Geschichtsunterricht durch Vorträge von Zeitzeugen und so gehe ich seit Jahren an Schulen um junge Menschen für die Demokratie zu gewinnen. Viele Schulklassen kommen auch zu mir in die Synagoge, diese jungen Menschen sehen vermutlich zum ersten Mal eine Synagoge von innen.

Ich versuche und versuchte immer, Menschen denen es schlecht geht und ging zu helfen.

Ich schließe meine Vorträge immer mit dem Satz: „Die schlechteste Demokratie ist mir lieber als die beste Diktatur. In jeder Demokratie kann man auf die Minister, auf den Bundespräsidenten schimpfen und man kann weiterleben; in der Diktatur kann ein schlechtes Wort an den Hausmeister den Kopf kosten.“

Marco Feingold, Vorsitzender der IKG Salzburg

„Vom Grossvater vertrieben, vom Enkel erforscht?“

Rede zur Eröffnung der Ausstellung im Jüdischen Museum Wien

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Warum gibt es, habe ich mich gefragt, junge, nichtjüdische Österreicher, die zielstrebig auf österreichische Juden aus ihrer Großelterngeneration zugehen? Und weil mich diese Frage als nichtjüdischer, 1969 geborener Österreicher und Kurator am Jüdischen Museum Wien ebenso betrifft, habe ich die Chance genutzt, einmal in selbstreflexiver Weise über jene Menschen zu arbeiten, die zwar nicht jüdisch sind, aber dennoch immer wieder die Nähe zu jenen Juden suchen, die einmal in Österreich gewohnt haben.

So wie die Gedenkdienstleistenden die Emigranten in New York zumeist zu Hause aufgesucht und interviewt haben, so bin auch ich im Frühjahr dieses Jahres in Wien von Wohnung zu Wohnung gegangen und habe die ehemaligen Gedenkdienstleistenden interviewt. Hinter meinen Fragen standen folgende hypothetische Fragestellungen: Warum bist Du nach New York gegangen? Warum haben Dir die Emigranten in diesem großen Maß vertraut? Warum fällt es Dir schwerer, deine eigene Familiengeschichte zu recherchieren als diejenige der vertriebenen Österreicher?

Ich möchte ihnen ein paar Ausschnitte aus den Interviews näherbringen, weil sie viel über diese spannenden Treffen erzählen. Wichtig war den New Yorker Gedenkdienstleistenden, sich in einer Stadt aufzuhalten, in der sie lebenden Zeugen der Geschichte begegnen würden. So hat ein ehemaliger Gedenkdienstleistender, dessen Aufenthalt in New York schon mehrere Jahre zurückliegt, gemeint: „Als Schüler hatte ich immer zwei Bilder im Kopf. Die marschierenden Soldaten und die Leichenberge. Juden waren eigentlich Leichen für mich. Die persönlichen Treffen und Auseinandersetzungen mit den Juden in New York waren für mich eine wahnsinnige psychische Befreiung. Bis heute weiß ich nicht genau warum, und möglicherweise steht da auch ein Trugschluss dahinter. Aber für mich waren diese Gespräche mit den realen Personen wie ein psychischer Durchbruch.“

Ich selbst konnte mich mit Aussagen wie dieser sehr identifizieren. Aber ich lasse hier die Zivildienere nochmals selbst zu Wort kommen, denn die Erzählungen von den Begegnungen lassen uns erahnen, wie wichtig und gleichzeitig auch schwierig sie sein konnten. So ist es beispielsweise alles andere als leicht, den Erfolg eines Gesprächs festzustellen.

„Ich war bei einem Mann“, erzählte ein anderer Zivildienere, „habe mein Interview begonnen und war nach zehn Minuten mit den Fragen durch, weil er zumeist nur mit ja oder nein geantwortet hat. Ich wusste schnell, dass das alles gewesen ist, was er sagen wollte und konnte, da habe ich mich bedankt und mich verabschiedet. Dann hat mich seine Frau noch aufgehalten und mich um eine Kopie des Bandes gebeten, denn er hatte weder ihr noch den Kindern jemals so viel aus der Zeit der Verfolgung und des Lagers erzählt.“

Die meisten Gespräche zwischen Zivildienern und Vertriebenen waren von großem Vertrauen geprägt. Durchaus überraschend, meine ich, und man kann sich berechtigterweise fragen, warum die Vertriebenen gerade jenen Menschen ihre Lebensgeschichte anvertrauen, die die Enkeln von denjenigen sein könnten, die sie vertrieben haben. Aber wir dürfen eines nicht vergessen. Viele Menschen meldeten sich nicht auf die erste Anfrage. Sie wollen nicht mehr von ihrer alten Heimat belästigt werden oder haben mit ihr ganz abgeschlossen, auch wenn sie es gegenüber den Zivildienern nicht artikuliert haben. Ausnahmen wie die folgende, bestätigen die Regel: „Einer erhielt von uns den Fragebogen und rief mich an“, erzählte ein Gedenkdienere, „dass er nicht am Projekt teilnehmen will. Und außerdem, das wolle er noch sagen, hätten die Amerikaner einen großen Fehler im Zweiten Weltkrieg gemacht. Sie haben die Atombombe auf Hiroshima und nicht auf Wien abgeworfen. Dann hing er ein und ich muss sagen, dass ich darüber froh war, denn ich wusste wirklich nicht, was ich darauf sagen sollte.“

Diese Aussage, die die Verletzung spüren läßt, die den Menschen vor 60 Jahren hier in diesem Land angetan wurde, blieb relativ einsam. In den Gesprächen, die ich mit den Zivildienern führte, kamen vielmehr die Gründe für die positiven Beziehungen zwischen jungen und alten Menschen zur Sprache.

Über einen New Yorker Gesprächspartner, mit dem sich ein Gedenkdienere nach dem Interview hin und wieder zum Mittagessen traf, sagte dieser: „Plötzlich ist da eine Form des Zusammenlebens entstanden, wie wenn man in einer Stadt schon sehr lange lebt und man seine Großeltern besucht.“

Ich selbst war von der Offenheit meiner Interviewpartner überrascht und angetan, denn es ging in unseren Gesprächen ja nicht nur um die Arbeit in New York, sondern auch um ihre eigenen Familien. So hat derselbe Zivildienere über das Verhältnis zu seinen eigenen Großeltern in Österreich erzählt, und diese

Aussage gibt den Grundtenor der schwierigen innerfamiliären Gespräche wider: „Es ist schon interessant, wie die Kommunikation mit den Großeltern so verläuft. Die Großeltern haben natürlich das Jahr, das ich in New York war, mitverfolgt, sie haben von mir auch Arbeitsberichte, einfach so, ganz ohne Statement zugeschickt bekommen. Ich wollte sie einerseits informieren, was wir da so machen, und andererseits Reaktionen abtesten. Es ist aber leider kaum eine richtige Kommunikation darüber entstanden.“

Während also die Kommunikation über den Gedenkdienst in New York für die meisten mit den eigenen Großeltern unbefriedigend verlief, waren sich alle einig, dass ihre Eltern stets hinter ihnen standen, denn ohne die wäre der Aufenthalt in einer der teuersten Städte der Welt gar nicht möglich gewesen. Es ist zwar nicht angenehm, aber dennoch wichtig zu wissen, dass der österreichische Staat den Gedenkdienst im Ausland zwar unterstützt, er aber nicht genug zahlt, dass die jungen Leute in New York tatsächlich die Grundkosten abdecken können, und ich kenne nicht nur einen Zivildienstler, der dort erst nach Monaten sein erstes Gehalt ausbezahlt bekam.

Lassen Sie mich noch kurz über Politisches sprechen, denn es war auch Ziel dieser Ausstellung, über dieses Projekt, das in Österreich kaum bekannt ist, zu informieren, damit in Zukunft mehr Mittel dafür zu Verfügung gestellt werden. Denn Gedenkdienst ist, und das habe ich im Laufe dieser Arbeit begriffen, eine Form der Auseinandersetzung, die nichts mit dem Aufpolieren des österreichischen Images im Ausland zu tun hat, auch wenn die Gedenkdienstler im Lichte der Außenpolitik immer wieder gerne so gesehen werden. Viel wichtiger erscheint mir die Arbeit nach innen. Gedenkdienstleistende sind aufgrund ihrer einzigartigen Erfahrungen in New York und in anderen Städten Multiplikatoren von menschlichen Erfahrungen, die ihnen die ganzen Widersprüche der österreichischen Geschichte vorgeführt haben, und die es ihnen auch ermöglicht, diesen Dialog nun in Österreich, wohin sie zurückkehren, fortzusetzen.

Deshalb, meine Damen und Herren, und hier komme ich zum Ende meiner Ausführungen, ist die Ausstellung „Vom Großvater vertrieben, vom Enkel erforscht?“ auch eine wichtige Ausstellung für und in Österreich. Sie trägt den richtigen Titel in Form einer Frage, die der Ausstellung ein Forum bieten kann. Diese Frage „Vom Großvater vertrieben, vom Enkel erforscht?“ ist absichtlich vollkommen undiplomatisch gestellt und fordert schon bis dato zu diversen Reaktionen heraus. Sie könnte aber auch jene ganz stille Frage sein, die sich eine Emigrantin oder ein Emigrant in New York selbst stellt, wenn er oder sie einen Anruf von einem jungen, nichtjüdischen Österreicher bekommt und zu einem Interview gebeten wird. Der Titel soll nicht unsere nichtjüdischen Vorfahren pauschal zu Tätern oder Kriegsverbrechern abstempeln. Wir verstehen ihn vielmehr als eine Aufforderung an die junge Generation, sich über die Geschichte der eigenen Familie klar zu werden, und neben dem begonnen Dialog mit den Vertriebenen auch das Gespräch mit den eigenen Großeltern über Geschichte und persönlich Erlebtes zu suchen. Ein Unterfangen, das manchmal frustriert und schwierig ist. In diesem Sinne danke ich allen, die an der Arbeit beteiligt waren. Es war ein besonders spannendes und ein besonders gruppenspezifisches Projekt. Die, die mitgearbeitet haben, wissen wovon ich spreche. Herzlichen Dank.

Werner Hanak, Kurator des Jüdischen Museums Wien

Telegramm

Die Verbrechen der Wehrmacht

Ende Juni fand eine von Gedenkdienst organisierte Führung durch die „neue“ Wehrmachtausstellung statt. Im Vergleich zur ersten Ausstellung, so Katharina Wegan die uns herumführte, ist sie wesentlich wissenschaftlicher, weniger emotional. Ihrer Meinung nach sollte die zweite Ausstellung als „Ergänzung“ der ersten gelten.

Das Kernstück der Ausstellung - „Krieg & Recht“ - befasst sich mit den rechtlichen Grundlagen des Krieges und den Überschreitungen der Wehrmacht in Bezug auf dieses Recht. Das Kriegsrecht bot unter anderem Möglichkeiten zu Vergeltungsmaßnahmen, welche als Gewohnheitsrecht bezeichnet wurden.

So wurde jeder Kriegspartei zugestanden, zehn feindliche Soldaten für jeden eigenen getöteten Soldaten zu exekutieren. Jedoch wurde auf deutscher Seite, vor allem im Zuge des Partisanenkrieges am Balkan, von Österreichern das Verhältnis oft auf fünfzig bis hundert Personen ausgedehnt, wobei häufig auch Zivilisten hingerichtet wurden. Dieser Mißbrauch des Gewohnheitsrecht nimmt zum Teil den Völkermord vorweg.

Ein Beispiel für diese Vorgangsweise des deutschen Reichs sind die Vorkommnisse in der Stadt Pancevo, wo im April 1941 ein SS- Soldat erschossen wurde. Als Sühnmaßnahme wurde überall nach Waffen gesucht. Dort wo man welche fand, stellte man die männlichen Mitglieder der Familie bzw. des Haushaltes vor ein Standgericht. Die Angeklagten, in Summe 36, wurden ohne Verteidigung verurteilt und am Ort der Tötung des SS-Soldaten erschossen.

Eine weitere Überschreitung der Wehrmacht ist die Behandlung von Soldaten der roten Armee als Partisanen. Partisanen werden laut Kriegsgesetz per se als Kriegsverbrecher definiert. Die Wehrmacht verschlechterte damit die Position der Soldaten.

Das Unternehmen „Barbarossa“ hatte keinen territorialen, sondern einen ideologischen Hintergrund. Beispiele dafür sind der Gerichtsbarkeitserlaß, die Strenge gegenüber den Gegnern und die Freistellung von Kriegsverbrechen auf deutscher Seite. Dafür war aber die Aufhebung des ratifizierten internationalen Kriegsgesetzes notwendig. Ein weiteres Beispiel für die Aufhebung von rechtlichen Grundsätzen war der Befehl bis in den Tod weiter kämpfen zu müssen.

Es gab viele Absprachen zwischen Wehrmacht und SS. So hatte die Wehrmacht die gesamte Logistik für die SS inne.

Prinzipiell führten Angehörige der SS Erschießungen durch, oft nahm aber auch die Wehrmacht daran teil.

An Hand dieser Fakten und Beispiele versuchte die Ausstellung den oft bestrittenen Zusammenhang zwischen Wehrmacht und SS darzustellen und weiters auf die Verbrechen der Wehrmacht hinzuweisen. Der Ausschnitt „Krieg & Recht“ sollte dazu exemplarisch dienen, jedoch war dies natürlich nur ein Teil der Ausstellung, welche so umfassend ist, dass der Rahmen einer Führung nicht ausreicht.

Neben der oben erwähnten Bereiche der Ausstellung gab es noch einen Teil, welcher sich „Handlungsspielräume“ nannte. Dieser Bereich stellte Einzelschicksale von Wehrmachtsangehörigen dar. Information wurde hauptsächlich audiovisuell vermittelt.

Es wurde gezeigt welchen Handlungsspielraum ein Soldat der Wehrmacht eigentlich hatte. So reichten die Schicksale von der blinden Befolgung von Befehlen bis zur Weigerung bzw. nichtordnungsgemäßen Ausführung ebendieser, was einigen Menschen das Leben rettete.

Der größte Kritikpunkt ist wohl, dass der Österreichbezug zu wenig dargestellt wird, obwohl viele Verbrechen der Wehrmacht von Österreichern begangen wurden.

So besteht noch für viele Besucher der Ausstellung zu Unrecht die Unterscheidung zwischen österreichischen und deutschen Soldaten, da es diese in der Wehrmacht nicht gab. (ar)

Vier Tage Untergrund

Von 2. bis 5. September lud der Verein Gedenkdienst zu einer Studienfahrt `Underground´ nach Warschau. Eine Gruppe von 14 jungen ÖsterreicherInnen und Deutschen beschäftigte sich während dieser Zeit mit Geschichte und Gegenwart der polnischen Hauptstadt. Das Jüdisch-Historische Institut, der Arbeitsort der Gedenkdienstleistenden in Warschau, diente uns als Ausgangspunkt für Führungen durch Ghetto und die wiederaufgebaute Altstadt. Im Umkreis der Stadt besichtigten wir die Kleinstadt

Tykocin als Beispiel für katholisch-jüdisches Zusammenleben vor dem Krieg und das Gelände des ehemaligen Vernichtungslagers in Treblinka.

Ihren Abschluss fand diese Reise mit einer Einladung ins Österreichische Kulturforum, wo wir mit einer deutschen Journalistin und polnischen StudentInnen über die Brüche im Geschichtsbild rund um Jedwabne diskutierten.

Trotz des dichten Programms, das manchmal auch das ansonsten recht harmonische Gruppenklima belastete, blieb Zeit für Einblicke in die Warschauer Jugendkultur, einen Besuch am größten Freiluftmarkt Europas und andere Untergründe. (mr)

Das letzte Kapitel - Der Mord an den ungarischen Juden

Auf etwa 450 Seiten, die kürzlich in der Deutschen Verlagsanstalt erschienen sind, beschreiben Christian Gerlach und Götz Aly die Deportation der ungarischen Juden, die Vorgeschichte dieser bis zur Besetzung Ungarns durch die Deutschen 1944, sowie die politischen Zusammenhänge dieser Zeit.

In diesem Buch wird auf interessante Weise der Frage nachgegangen, wie es ein Jahr vor der Niederlage des Deutschen Reichs dazu kommen konnte, dass innerhalb weniger Wochen 400.000 Juden nach Auschwitz deportiert wurden. Die Beschäftigung mit den ökonomischen Überlegungen der Täterseite werden nicht zuletzt durch die journalistischen Fähigkeiten der Autoren in ihrer Bedeutung hervorgehoben und klar verständlich gemacht. Damit geben sie einen Einblick in die mit Fakten gefüllten Unterlagen, die sie in langer Arbeit aus verschiedenen Akten der deutschen Besatzer und Zeitzeugenberichte gesammelt hatten, und nun im Buch verwenden. Dadurch wird ein wirklich lesenswertes Ergebnis erzielt, das absolut empfohlen werden kann. (ws)

Christian Gerlach/Götz Aly: Das letzte Kapitel. Der Mord an den ungarischen Juden. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, München 2002.